

Heike Stadelmann



*Herzschlag*  
**DER ERDE**

AHOTES RUF

The background of the cover is a composite image. The top half shows a woman's face with long dark hair, her eyes looking directly at the viewer, set against a dark blue, starry night sky. The bottom half shows a desert landscape with several prominent butte rock formations under a warm, golden light. A white horse's head is superimposed over the center of the image, appearing to emerge from the woman's face and looking towards the desert landscape.

spiritbooks

# Inhaltsverzeichnis

[Prolog](#)

[1. Kapitel](#)

[2. Kapitel](#)

[3. Kapitel](#)

[4. Kapitel](#)

[5. Kapitel](#)

[6. Kapitel](#)

[7. Kapitel](#)

[8. Kapitel](#)

[9. Kapitel](#)

[10. Kapitel](#)

[11. Kapitel](#)

[Die Autorin](#)

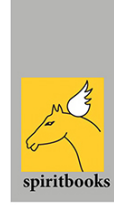
[Danksagung](#)

# Über das Buch

Die Halbindianerin Ahote wächst nach dem mysteriösen Tod ihres Hopi-Vaters in Deutschland auf, doch die brennende Sehnsucht nach ihren Wurzeln treibt sie in das Land ihrer Ahnen, Arizona. Dort gerät sie mitten in den dramatischen Überlebenskampf der Hopi, die gegen die Wiedereröffnung einer Kohlemine kämpfen. Von ihrem Großvater Hania wird sie als die Eine, die Großes bewirken wird, empfangen. Cheveyo, ihr Freund aus Kindertagen, verliebt sich in die scheue und willensstarke Ahote. Doch ihr Herz gehört dem sanftmütigen Samuel.

Wird es ihr gelingen, die Hopi vor dem drohenden Untergang zu bewahren und die Liebe ihres Lebens zu finden?

[www.heike-stadelmann.de](http://www.heike-stadelmann.de)



Heike Stadelmann

*Herzschlag*  
**DER ERDE**  
AHOTES RUF

Das Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung der Autorin unzulässig. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2020 Heike Stadelmann · [www.heike-stadelmann.de](http://www.heike-stadelmann.de)

Verlag: spiritbooks · [www.spiritbooks.de](http://www.spiritbooks.de) · 70771 Leinfelden--  
Echterdingen

Lektorat: Gabi Schmid · [www.buechermacherei.de](http://www.buechermacherei.de)

Satz, Layout & E-Book: Gabi Schmid · [www.buechermacherei.de](http://www.buechermacherei.de)

Covergestaltung: OOOGRAFIK · [www.ooografik.de](http://www.ooografik.de)

Fotos/Bilder/Grafiken: Privat (Autorin); #46323909,

#10337625, #50248901, #73794161, #101239528,

#126492767, #216336234, # 289351699 | AdobeStock; Privat  
(Cover Ulrike Dietmann und Mariana Boscaiolo)

Druck und Vertrieb: tredition GmbH, Halenreihe 40-44, 22359  
Hamburg [www.tredition.de](http://www.tredition.de)

1. Auflage

978-3-946435-76-1 (Paperback)

978-3-946435-77-8 (Hardcover)

978-3-946435-78-5 (e-Book)

Alle in diesem Roman vorkommenden Personen, Vereinigungen

und Handlungen sind frei erfunden. Etwaige Ähnlichkeiten mit real existierenden Personen sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

# *Für Mutter Erde*

Mutter Erde spricht:  
Seht ihr nicht, wie ich leide?  
Ganz und gar.  
Spürt ihr nicht die Gefahr?  
Warum tut ihr mir weh?  
Und damit euch selbst.  
Ich bin doch eure Mutter,  
Heimat und Nest.





# Prolog

*Die wahren Hopi behüten das heilige Wissen  
über den Zustand der Erde,  
denn die wahren Hopi wissen,  
dass die Erde eine lebende ...  
sich entwickelnde Person ist ...  
und dass alle Dinge darauf ihre Kinder sind ...*

*Aus der Friedenserklärung der Hopi\**

\* Zitiert aus dem Buch von Alexander Buschenreiter: „Unser Ende ist euer Untergang: Die Botschaft der Hopi an die Welt“, Aauthal Verlag 2018, S. 317, mit freundlicher Genehmigung des Autors

## ***26 Jahre zuvor, Arizona, Colorado-Hochplateau, Hocavi im Hopi-Indianerreservat***

„Du hast gesagt, es wird ein Junge! Wie kannst du jetzt, da es ein Mädchen ist, an dem Namen „Ahote – Ruheloser“ festhalten?“, werden Stimmen um Hania, dem Kikmongwi (Dorfvater) des Hopidorfes Hocavi laut.

Der Alte aber lächelt wissend und fährt unbeirrt fort: „Vor ihr liegt eine schwere Zeit, sie wird einsam und ruhelos sein – wie ein Wolf. Möge sie stark wie ein Krieger sein, um daraus unversehrt hervorzugehen, bis sie mit dem Einen, der ihr Herz und ihre Seele berührt, Großes bewirken wird für ihr Volk.“



# 1. Kapitel

*Der Schmerz in meiner Brust spricht Sehnsucht.  
Stimmen von Familie, Geruch von heißem Stein in  
lauem Sommerwind – Heimat.*

*Wenn der Schmerz der Sehnsucht Flügel verleiht,  
bist du bereit zu fliegen,  
wohin der Wind dich trägt.*



Wo ist ihr Kompass, ihr Stern am Himmel, der ihr den Lebensweg zeigt? Ahoje starrt auf die weiß brodelnde Gischt der Nordsee, unzählige Schaumbläschen zerplatzen beim Aufprall der tosenden Wellen vor ihr im Sand. Windböen zerren an ihrem Körper. Ihr schwarzes Haar umweht ihren Oberkörper wie ein flatterndes Schutzschild – ein Schutz, den sie mehr denn je braucht. Die quälenden Fragen in ihr lassen sich nicht länger unterdrücken. *Wer bin ich? Wo gehöre ich hin?* Brennende Sehnsucht nach Antworten wühlt in ihrer Brust, heiß durchglühend und klirrend kalt zugleich. Dazugehören, ankommen.

Tief im Inneren fühlt sie sich steinalt, zerbrechlich wie eine alte Frau. Alles verbraucht, abgestorben in ihr drin.

Wenigstens kann sie hier atmen – weit weg von Hamburg, der Seelenlosigkeit der Stadt entflohen.

Ihre Lungen weiten sich, füllen sich mit rauer, salziger Luft. Gierig saugt sie mehr von diesem elementaren Lebenselixier ein.

Eigentlich hat sie Grund zum Feiern. Seit gestern hat sie den Abschluss des Bachelors in Umweltwissenschaften in der Tasche, mit Auszeichnung. Doch allenfalls statische Zufriedenheit schwingt in ihr drin. Gefühle durch Watte gedämmt.

Hat sie sich jemals im Leben so intensiv gespürt, wie jetzt die vom Wind gepeitschten Sandkörner im Gesicht? Tief gefühlt, was Glück ist?

Hat sie ein Herz aus Eis, wie Daniel, ein Studienfreund, ihr gestern vorgeworfen hat, als sie ihn auf der Abschlussfeier hat abblitzen lassen? „Eisprinzessin“ wird sie manchmal genannt. Das ist ihr egal. Wie ihr so vieles egal ist. Was ist nur falsch mit ihr? Auf einmal spürt sie Tränen in ihrem Gesicht. Doch in ihrem Herzen fühlt sie nichts. Es ist wie immer – auf Distanz. Außen wie innen.

Nur bei den Pferden ist es anders. Sie lächelt unter Tränen, als sie an Furtato denkt, den stolzen Araber, den sie reitet, wann immer sie Zeit hat. Niemand kann ihn reiten außer ihr, seit er den Unfall hatte. Sein Fell schimmert rotgolden, wie die Sonne am Abend kurz vor ihrem Abtauchen im Meer. Seine Farbe ist ganz besonders. So besonders wie sie, hat Mareike, die Besitzerin, zu ihr gesagt. Verlegen hat sie es abgetan. Was ist an ihr schon besonders, bis auf ihr indianisch angehauchtes Äußeres, das sie dem Erbe ihres Hopi-Vaters zu verdanken hat?

Auf einmal hat sie einen dicken Kloß im Hals. Sie hustet, kriegt keine Luft. Heiße Panikwellen reißen sie mit. Sie würgt, ihr Herz zieht sich schmerzhaft zusammen. Sie wehrt sich gegen den Schmerz, will sich ihm nicht hingeben. Nicht diesem Schmerz, der mit ihrem Vater zu tun hat. Das bringt nichts, das nützt nichts. Er ist tot! Aus und vorbei! Sie legt ihre Hand an ihren Hals und versucht, sich zu beruhigen. Tief ein- und ausatmen.

„Vater, warum musstest du so früh gehen?“, krächzt sie in den Wind, der ihr die Worte von den Lippen reißt und mit sich trägt hinaus in die unendliche Weite des Meers. „Warum hast du mich allein gelassen? Mutter versteht mich nicht, hat mich nie verstanden. Ihre Heimat ist hier.“

*Plötzlich singt eine Stimme im Wind, sie weiß nicht wovon. Sie kennt die fernen Worte nicht, sie schwimmen im Nebel. Hufe*

*trommeln auf steinigen Boden, ihr Echo wird tausendfach von den roten Felsen des Canyons zurückgeworfen, der vor ihrem inneren Auge erscheint. Pferdeleiber galoppieren dicht gedrängt dem Ausgang des Tals, der grenzenlosen Freiheit der Halbwüste, entgegen. Die schrillen Schreie des Adlers begleiten sie, er schwebt über die Herde hinweg. Die staubige Luft ist durchdrungen vom herben Geruch der Wacholderbäume, rote Blütenrispen leuchten in der Sonne. Maisblätter rascheln im Wind, erzählen ihr Lied vom trockenen Sommer.*

Auf einmal weiß sie, der Mais wurde von einem Hopi-Indianer mit traditionellem Pflanzstock in die karge Erde gepflanzt. Der Natur im Wissen anvertraut, dass seinem Volk die Macht über Regen innewohnt.

*Ein Mann mit faltigem Gesicht, halblangem Haar, schwarz glänzend wie ihres, um den Kopf ein schmales rotes Tuch gebunden, lächelt sie voller Liebe und Güte an. Mit all der Liebe, der ein Mensch je fähig ist.*

Ein heiserer Schrei entweicht ihrer Kehle: „Großvater!“ Die Antwort auf ihre Sehnsucht – ihr Volk, ihr Land, Freiheit in unendlicher Weite. Urplötzlich sind da so viele Tränen in ihr, sie kommen mit aller Macht, fließen in Strömen aus ihr heraus. „Wo bist du, Großvater?“ Schluchzend sinkt sie in den Sand, ihre Fäuste trommeln auf den Boden. Doch sie spürt nicht den körperlichen Schmerz, der Schmerz ihrer Seele ist mächtiger, reißt alles mit.

Und sie weiß, sie muss dorthin, um Antworten zu finden.

Wenig später sitzt sie im Auto, auf dem Weg nach Süddeutschland zu ihrer Mutter. *Sie muss zu ihr. Jetzt!* Bevor sie den Mut verliert, die Zuversicht, dass sie ihr diesmal die lebenswichtigen Informationen preisgibt. Und sie weiß – heute wird sie sich nicht

abspeisen lassen mit wertlosen Nichtigkeiten und blumigen Ausreden. Die Zeit ist reif. Sie hat ein Recht darauf.

Endlich – nach stundenlanger Autofahrt, die heute kein Ende zu nehmen schien, schließt Ahote mit zitternden Händen die Wohnungstür ihrer Mutter auf und stürmt hinein. Wut, die sie jetzt braucht.

Sophie kommt aus der Küche und sieht sie überrascht an. „Ahote, wie schön. Warum hast du nicht gesagt, dass du kommst?“ Ihr Gesicht strahlt, sie hebt die Arme, um sie zu begrüßen, doch dann hält sie inne, das Lächeln verschwindet. „Ist etwas passiert?“

„Sag mir endlich, wo Papas Familie wohnt!“, stößt Ahote hervor. Sie legt all ihre Wut, Enttäuschung hinein, bisher mit Leere abgespeist worden zu sein. Sie muss, sonst wird sie nicht finden. Nicht die Antworten, die sie dringend braucht.

Sophie zuckt zurück, ihr Gesicht erstarrt zur Maske.

„Ist es für dich eine Schande, dass sie Indianer sind? Warum hast du Papa dann geheiratet?“

„Ahote, das ist es nicht, das weißt du genau“, sagt Sophie mit von Trauer verschleierte Augen. „Ich wollte dich schützen.“

„Schützen! Wovor? Vor meiner Familie? Das sind doch keine Wilden, vor denen du mich beschützen musst! Es ist meine Familie.“ Ahotes Herz pocht bis zum Hals.

Sophie legt ihre Hand auf die Stirn und lehnt sich an die Wand. Jegliche Farbe ist aus ihrem Gesicht gewichen.

„Komm mir jetzt nicht wieder damit, dass dich dieses Gespräch aufregt und du wieder Migräne kriegst. Dieses Mal nehme ich keine Rücksicht. Immer hab ich versucht, es dir recht zu machen. Aber das konnte ich sowieso nie.“

Hast *du mich* je gefragt, wie es *mir* geht? Hier in Deutschland



oder damals nach Papas Tod? *Nicht nur du* hast darunter gelitten! Ich bin seine Tochter, ein Teil von ihm. Hast du das vergessen? Oder vielleicht war genau *dies das Problem* und du konntest ihn wegen mir nicht vergessen?“

„Ahote, warum sagst du so was? Ich wollte ihn nie vergessen“, flüstert Sophie. Ihre Unterlippe zittert.

„Es hat sich aber so angefühlt. Warum hast du ihn dann immer totgeschwiegen? Nicht mal Erinnerungen durfte ich an ihn haben. Nichts hast du mir über ihn erzählt. Schon mal überlegt, wie es mir damit ging? Ich war sechs Jahre alt, als wir hier nach Deutschland kamen. In dieses fremde, kalte Land.“ Ahote kann nicht aufhören, es ist wie ein Zwang, es muss alles raus – endlich. „Weißt du, wie mich die anderen Kinder in der Schule angestarrt haben, weil ich so anders aussah als sie?“

„Ich dachte, es sei das Beste für dich, dein früheres Leben so schnell wie möglich zu vergessen. Damit du dich hier besser einleben kannst.“

„Hast du nicht gesehen, wie ich leide?“, stöhnt Ahote. Ihre Kehle fühlt sich an wie zugeschnürt.

Sophies Augen schimmern tränenfeucht, sie geht einen Schritt auf Ahote zu. Aber sie weicht zurück. Sie kann jetzt die Berührung ihrer Mutter nicht ertragen. Nicht jetzt!

„Ahote, bitte versteh“, fleht ihre Mutter heiser. „Ich habe dir doch Mingan geschenkt.“

Ein Wärmeschauer huscht über Ahotes Rücken. Mingan, ihr geliebter Wolfshund, ihr Schatten und treuer Begleiter.

„Ich musste mein Pony Takala und meinen Hund Kojote zurücklassen. Das hat mir fast das Herz rausgerissen. Nicht nur, dass Papa nicht mehr da war.“

„Ich weiß. Wo du warst, waren sie auch. Sie waren deine Schatten.“ Sophie blinzelt eine Träne weg und schaut sie voller Mitgefühl an. „Deswegen habe ich dir die Reitstunden bezahlt, obwohl wir nie genug Geld hatten.“

Ahote schluckt. Da ist immer noch dieser Kloß im Hals. „Dann sag mir jetzt, wo ich meine Familie finde. Bitte, es ist wichtig für mich.“

Bittere Stille schwebt über dem Raum. Ahotes Augen suchen die ihrer Mutter, bohren sich tief in sie hinein.

„Ich muss Antworten finden – endlich leben, mich fühlen, mich spüren ganz und gar. Mich verstehen. Begreif doch, meine Wurzeln, meine Heimat. Die ist hier nicht.“ Nun laufen Tränen über ihr Gesicht.

Ihre Mutter geht zu ihr und umfängt sie mit den Armen, streicht ihr über den Rücken und den Kopf. Dazu summt sie eine leise Melodie. Ahote kennt sie, die Melodie findet den Weg in ihr Herz. Sie murmelt: „Vater hat mich mit diesem Lied in den Schlaf gesungen und mich beruhigt, wenn ich mir weh getan habe.“

Sophie nickt, Ahote weiß, dass sie lächelt. Auf einmal klammert sie sich an ihre Mutter, wie an einen rettenden Strohalm, fühlt deren Liebe, die sie tröstend umhüllt.

Ihre Liebe – die Versuchung, Vergangenes zu vergessen.

Alles könnte sein wie früher. Früher hat sie mit dem Nebel gelebt. Was wäre so schlimm, es wieder zu tun? Sich von ihm einlullen zu lassen, wie ein Kind vom Schlaflied der Mutter? Sie wird geliebt. Ist das nicht genug? Ihr Vater ist tot. Auch die Worte ihrer Mutter können ihn nicht wieder zum Leben erwecken.

Plötzlich tauchen abermals Fetzen der Erinnerung in ihr auf. *Ihr Großvater mit seinem gütigen Lächeln, flackernde Feuer in der*

*Dunkelheit, stampfende Füße zu rhythmischem Gesang, heiliger Salbeiduft umfängt ihre Nase.*

Erneut ist da diese Sehnsucht. Schmerzhaft zieht sich ihr Herz zusammen, wie von einer Faust umspannt. Sie stöhnt, zuckt zurück. Sie kann das nicht! Sie will mehr! Die Zeit ist reif, sie muss endlich wissen! Sie muss. Unsanft befreit sich aus der Umarmung.

„Bitte sag mir, wo ich sie finde.“

Sophie wird bleich. „Das kann ich nicht.“

„Warum?“, faucht Ahote.

„Dein Vater ... Ich weiß, ... damals, das war kein Unfall.“ Sophies Stimme versagt. Sie räuspert sich und krächzt: „Niemand konnte es beweisen. Sie haben mir gedroht ... Ich habe uns in Sicherheit gebracht.“

„Was? Wer?“ Ahote starrt sie fassungslos an. Ihr Kopf dröhnt.

„Lass die alten Dinge ruhen! Du bringst dich in Gefahr, wenn du dort hingehst.“

„Sag mir, was passiert ist! Ich habe ein Recht darauf, zu wissen, was mit Papa war!“ Mit gewaltigem Druck schießen die Worte aus ihrem Mund, sie kann sie nicht steuern. Alles in ihr will endlich wissen.

Aber ihre Mutter schüttelt nur den Kopf.

Das erträgt sie nicht, sie kann das Schweigen nicht länger hinnehmen. Heiße Wut steigt in ihr auf. Hilflos hebt sie die Arme, wie um Sophie zu schütteln. Doch dann wendet sie sich ab und stürmt aus der Wohnung.

Weg, einfach nur weg.

*Kein Unfall?* Wie man ihr jahrelang vorgemacht hatte! Ihr Vater ermordet! Diese Worte hämmern unaufhörlich in ihrem Kopf, treiben sie unbarmherzig an. Kopflös rennt sie durch die Gegend.

Ermordet – von wem? Warum? Hatte es damit zu tun, dass er oft tagelang unterwegs war? Irgendwie war immer alles so geheimnisvoll und tiefe Schwere lag in der Luft, wenn er nicht da war. Sie dachte, nur sie würde das so empfinden, weil er ihr fehlte. Weil er ihr geliebter Papa war.

„Geschäftlich unterwegs“, wie ihr gesagt wurde. Welche Geschäfte? Er hat Pferde gezüchtet. Und Mais angepflanzt – wie alle dort. Soweit sie sich erinnern kann. Die Erinnerung ist dunkel, von Angst und Trauer überschattet. Nur wenn sie sich lang genug auf diesen dunklen Schmerz konzentriert, sich nur ein bisschen, am Rande darauf einlässt, dann kommt auch Licht, Wärme irgendwoher. Lachen, ein Gefühl von Unbeschwertheit und Geborgenheit. Sie weiß, Lachen ist eine wichtige Medizin, das hat Großvater Hania zu ihr gesagt. *Ja, das Leben ist schwer, aber wenn wir nichts mehr zu lachen haben, haben wir gar nichts mehr. Genießen wir das Leben, das wir haben.*

Früher stand sie manchmal am Spiegel und versuchte, zu lachen, doch nur eine seelenlos verzerrte Fratze starrte sie an. Also ließ sie es bleiben, irgendwann – und vergaß.

Auf einmal reißt sie ein Pferdewiehern aus ihren Gedanken und sie findet sich an den Pferdekoppeln wieder. Dort, wo sie früher geritten ist. Dort, wo die Welt für sie in Ordnung war. Dort, wo sie ihre erste wahre Freundin hatte. Ein Pony namens Schneeflocke.

Auf der hintersten Weide entdeckt sie im Schein der Abendsonne eine golden schimmernde Herde von ungefähr zehn Pferden, die gierig am frischen Frühlingsgras rupfen. Sofort spürt sie, wie etwas von der friedlichen Ruhe der Tiere auf sie überschwappt. Pferde mit ihrer magischen Anziehungskraft. Sie lächelt, wie oft war sie früher morgens vor der Schule mit ihrem Fahrrad noch kurz im Stall

vorbeigefahren, um beim Füttern zu helfen oder die Pferde auf die Koppeln zu bringen. Nachmittags war sie hier zur Reitstunde oder, um ihre Hausaufgaben bei den Pferden zu erledigen. Außerdem hatte sie sich zusätzliche Reitstunden durch Mithilfe bei der Stallarbeit verdient.

Auch jetzt kann sie nicht anders, sie muss dorthin – zu den Pferden. Ganz nah.

Da entdeckt sie ein weißes Pony mit Hängerücken, es steht etwas abseits der Herde, am anderen Ende der Koppel. Ihr Herz pocht heftig, könnte es ... Wäre es möglich, dass es Schneeflocke ist? Wie in Trance klettert sie über die Holzstangen.

Je näher sie kommt, desto sicherer ist sie sich. Das Fell des Ponys ist lang und struppig, doch – ihr Herz macht einen Satz – auf der ihr zugewandten Seite kann sie an der Schulter deutlich einen breiten Streifen ohne Fell erkennen. Dort, wo Schneeflocke bei ihrem Vorbesitzer im Stacheldrahtzaun hängengeblieben ist. Deswegen ist das geschundene Pony beim Schlachter gelandet, von dem der Reitverein es zu einem Spottpreis gekauft hat.

Nicht gerade umgänglich war Schneeflocke damals. Aber ihr hat sie vertraut. Sie hat geholfen, sie gesund zu pflegen.

Als Ahote noch ungefähr zehn Meter entfernt ist, ruft sie deren Namen. Keine Reaktion. Schritt für Schritt geht sie sie näher zu dem Pony.

„Schneeflocke.“

Plötzlich ruckt der Kopf des Ponys hoch und zwei seelenvolle dunkle Augen schauen sie an. Scheinen in die Tiefen ihres Seins vorzudringen. Nichts bleibt diesem Blick verborgen. Genau wie früher. Kein Kummer, keine Freude. Alles sichtbar.

Ihr Herz macht einen Satz. Sie will zu ihm, es umarmen, es nie

wieder loslassen. Weil hier bei ihm die Welt in Ordnung ist. Doch sie muss sich zurückhalten, wie immer. Sie darf das Pony nicht überfordern!

Zitternd hält Ahote ihr die Hand hin. Warm schnuppert das Pony daran, die weichen Haare um sein Maul kitzeln zart auf Ahotes Handfläche. Tränen schießen in ihre Augen, aber sie zwingt sie zurück, blinzelt sie weg. Ihre Hand sucht die Stirn des Ponys, krabbelt weiter zu den Ohren, sucht die Stelle dort, die es besonders mag. Auf einmal spürt sie Schneeflockes Kopf an ihrem Bauch, ein sanfter Druck, ein vorsichtiges Reiben. Blubberblasen des Glücks breiten sich in ihrer Brust aus. Ein Glück, das sie lange nicht kannte.

Erst jetzt fühlt sie, wie sehr sie das Pony vermisst hat. Seufzend beugt sie sich über Schneeflockes Hals und vergräbt ihr Gesicht in der buschigen Mähne. Sofort umfängt sie der heimelige Geruch nach Pferd. Hier ist ihr Zuhause. Hier kann sie sie selbst sein. Wenigstens ein bisschen, für kurze Zeit. Wie früher.

*Früher – Papa!* Warum hat ihre Mutter nie darüber mit ihr gesprochen?

Weil sie zu nett, zu angepasst war? Keine Fragen gestellt hat? Aber welche Fragen hätte sie stellen sollen?

Doch heute, heute kann sie Fragen stellen. Und sie weiß auch, welche. Sie muss zurück zu ihrer Mutter und nochmal mit ihr reden.

Das Pony brummelt sanft und stupst sie an.

„Du hast gut reden, das ist nicht so leicht, wie du denkst.“ Sie schluckt. Auf einmal ist da wieder dieser Kloß in ihrem Hals, wie immer, wenn sie an ihre Mutter denkt.

Sie lässt das Pony los und setzt sich vor ihm ins Gras. Schneeflocke beginnt abermals an den Grashalmen zu rupfen.

„Was ist mit dir? Geht es dir gut? Bist du noch so frech wie

früher? Kaum zu glauben, dass du so manchen Reiter in den Reitbahnsand gesetzt hast.“

Das Pony prustet, als wolle es seine Unschuld beteuern. Ahote lacht. „Ich weiß, du kannst kein Wässerchen trüben. Du bist ein Schlitzohr und wirst es wohl immer bleiben. Recht hast du, möglicherweise kommt man so besser durchs Leben, wenn man nicht nur brav und nett ist.“

Zärtlich streichelt sie den Hals des Ponys. „Vielleicht hätte ich früher auch mal die Ellenbogen ausfahren sollen. Mal anecken, nicht nur glatt vorbeijonglieren. Vor allem zu Hause. Vielleicht hätte Mutter dann meinen Kummer ernster genommen. Aber, wenn man eine brave Tochter hat, die es allen recht macht, muss man sich nicht mit ihr befassen. Sie ist ja glücklich, warum sollte man etwas ändern?“

Ihr Herz wird schwer und traurig. Das Pony stupst sie sanft in den Bauch. „Ach, Schneeflocke.“

Auf einmal merkt sie, wie schon wieder Tränen hinter ihren Lidern brennen. All die Jahre hat sie nicht geweint.

„Was nützt es, jetzt zu weinen, das ändert auch nichts mehr an der Vergangenheit.“ Trotz all ihrer Anstrengung, die Tränen zu unterdrücken, perlen sie über ihre Wangen. Sie setzt sich auf und presst ihr Gesicht erneut in die Mähne des Ponys.

„Bei dir konnte ich weinen“, schluchzt sie. „Wie machst du das? Ich will das nicht. Ich will stark sein.“

Ihr Körper wird von einem Weinkrampf geschüttelt. All das Leid der vergangenen Jahre muss raus. Ebenso der Groll gegen ihre Mutter, den sie all die Jahre mit sich herumgeschleppt hat. Die Schuldgefühle, dass sie diesen Groll empfindet, sie nicht unbeschwert ihrer Mutter begegnen kann. Ihr nichts davon erzählen

konnte, wie es wirklich in ihr aussieht.

Nicht davon, wie schwer das Studium tatsächlich war, dass sie es kaum ertragen konnte, in diesen überfüllten Hörsälen zu sitzen, wo sie doch ihr Herz ganz woanders hintreibt. Aber wohin genau? Raus in die Stille der Natur, jede freie Minute. Diese Qualen, die keiner verstehen kann, wenn draußen die Sonne lacht und der Wind sanft mit den Zweigen der Bäume spielt, die Vögel sie zu rufen scheinen.

Wie könnte ihre Mutter all das verstehen, wenn noch nicht mal sie sich versteht? Wenn sie sich falsch gefühlt hat. Immer. Genau darum muss sie wissen. Muss sie alles wissen über ihre indianische Familie und ihren Vater. Vielleicht sind sie der Schlüssel zu diesem fremden Teil in ihr. Sie wird jetzt zu ihrer Mutter gehen und mehr Informationen von ihr fordern. Sie wird keine Ruhe geben, bis sie alles weiß. Das Pony prustet.

„Ich weiß, ich muss mich öffnen, ihr sagen, zeigen, wie es mir geht. Vielleicht wird sie dann verstehen. So wie du. Wenigstens ein bisschen.“

Wenig später schließt Ahote erneut die Wohnungstür auf. Ihr Herzschlag pocht im ganzen Körper. Plötzlich steht Sophie wie aus dem Nichts vor ihr.

„Gott sei Dank, Ahote. Ich dachte schon, du bist wieder gefahren.“

Sie hebt die Arme, um sie mit einer Umarmung zu begrüßen. Doch Ahote zuckt zurück. Sie kann nicht. Noch nicht. Ihre Mutter versteht, ihre Arme fallen ins Leere, das Lächeln erstarrt.

Ahote fühlt noch den warmen Druck von Schneeflocke auf ihrem Bauch. Er scheint sie zu ermahnen. Sie weiß, es ist Zeit, sich zu zeigen. Kurz schließt sie die Augen, dann sucht sie den Blick ihrer Mutter.



„Lass uns reden, bitte.“ Sie legt all ihr Herz hinein, so wie sie es kann. Sie muss Sophie erreichen, die Schichten des Schmerzes durchbohren. Die Augen ihrer Mutter sind groß. Zu groß, das Blau zu dunkel, um leuchten zu können. Angst verschleiert die Schönheit ihres Gesichts. Ahote kennt es nicht anders. Nicht hier in diesem Land ...

Sophie kann den Blick nicht halten, sie schaut auf den Boden und nickt. „Ich mach uns einen Tee. Setz dich schon mal aufs Sofa, ich komme gleich.“

Am liebsten würde Ahote mit ihr in die Küche gehen und sofort mit ihr reden. Tief atmet sie ein und aus und zwingt sich zur Ruhe.

Langsam geht sie ins Wohnzimmer. Hier hat sich nichts verändert, seit sie ausgezogen ist. Sie setzt sich in den abgewetzten Sessel, in den sie sich früher zum Fernsehen gekuschelt hat. Ihre Hand tastet nach dem Muschelanhänger ihres Autoschlüssels in ihrer Sweatjacke. Kühl und glatt schmiegt er sich in ihre Handfläche. Sie versucht, sich auf die Form und die einzelnen Rillen zu konzentrieren, die sie unter ihren Fingerkuppen spürt.

Aus der Küche hört sie das Klirren von Geschirr. Kurz darauf erscheint ihre Mutter mit einem Tablett im Zimmer und stellt es auf den kleinen Tisch vor ihr. Der Duft von Zitronenmelisse und Lavendel zieht durch den Raum. Auch Kekse hat sie mitgebracht, mit viel Schokolade, außen und innen. Ganz wie sie es früher mochte.

„Meine Lieblingskekse?“, fragend schaut sie ihre Mutter an. „Ich dachte immer, sie seien dir zu süß?“

Verlegen zieht ihre Mutter die Schultern hoch. „Ich weiß ja nie, wann du kommst.“

Diese unerwarteten Worte vibrieren in ihr, rütteln an dem

Panzer um ihr Herz.

Schweigen liegt in der Luft, erst tröstend, dann lastend.

„Was willst du wissen?“

„Alles“, platzt Ahote heraus. „Was ist mit Papa passiert?“

„Er kam bei einem Autounfall um.“

„Das weiß ich.“

„Aber es war kein Unfall.“

„Woher weißt du das?“, will Ahote wissen.

„Sie haben es mir geschrieben. In einem Brief – danach. Als alles vorbei war.“

„Wer sind ‚sie‘? Warst du bei der Polizei?“

Sophie schüttelt den Kopf.

„Warum nicht?“

„Sie hätten mir nicht geglaubt. Nicht glauben wollen.“

„Aber du hattest doch den Beweis – den Brief.“

Sophie zögert und sagt dann leise: „Ein Brief, der zugleich ein Drohbrief war. Eine Drohung, dir etwas anzutun, wenn ich darüber rede.“

„Aber die Polizei hätte uns schützen können!“

„Du hast keine Ahnung, wie das dort funktioniert,“ fährt Sophie auf. „Indianer sind nichts wert. Schon gar nicht solche, die der Regierung in die Geschäfte pfuschen. Dort, wo es um viel Geld geht.“

„Wer sind sie?“ Ahote kann nicht aufhören.

„Feinde. Mächtige Feinde.“

„Wer?“

Doch Sophie schüttelt nur den Kopf.

„Bitte, Mutter, sag es mir!“

Sophie steht auf. „Nein, Ahote. Je weniger du weißt, desto

besser.“

Ahote springt aus dem Sessel und geht zu ihrer Mutter. „Bitte. Ich muss es endlich wissen.“

„Lebe du dein Leben – unbeschadet und ohne Angst!“

Diese Antwort bohrt sich wie ein Stachel in ihr Herz.

„Was weißt du schon über mein Leben und wie es mir geht?“

Verständnislos schüttelt Sophie den Kopf, ihre Stimme wird laut und ungehalten. „Es geht dir doch gut. Du bist gesund, jung, hübsch, hast deinen Abschluss in der Tasche. Was willst du mehr?“

Ahote fühlt, wie ihre Mutter ihr entgleitet, ihr nicht folgen kann. Oder will.

„Richtig leben. Mich fühlen, dazugehören. Weißt du, wie das ist, wenn man sich immer wie eine Ente unter Schwänen fühlt? Ich muss meine Wurzeln kennen, um mich vollständig zu fühlen.“

Traurigkeit schimmert in den Augen ihrer Mutter.

„Leb du dein Leben und lass die alten Dinge ruhen. Du kannst Papa nicht wieder lebendig machen. Du bringst dich damit nur in Gefahr.“

„Was ist mit unserer Familie dort? Haben sie auch nichts unternommen?“

„Ich weiß es nicht. Ich hatte keinen Kontakt.“

Ahote spürt, ihre Mutter hat genug. Aber sie hat noch so viele Fragen. Sie kann nicht aufhören. Noch nicht. „Du weißt nicht, ob sie die Mörder zur Rechenschaft gezogen haben?“

Sophie seufzt. „Ach, Ahote. Du weißt nichts über die Lebensweise der Indianer.“

Wütende Bitterkeit steigt in Ahote auf. „Und warum? Wer wollte mir nicht die Farben meiner Erinnerung zurückgeben?! Papa ist tot. Doch du hast auch die Erinnerungen an ihn totgeschwiegen. Es ist,